

Jessica Durlacher

Ansprache zum 62. Jahrestag der Befreiung des Frauen-Konzentrationslagers Ravensbrück am 22. April 2007

Liebe ehemaligen Häftlinge,
meine Damen und Herren,

vor nur zweiundsechzig Jahren wurde hier, an diesem Ort, in unnachvollziehbarem Maße gemordet und gefoltert, hier wurde rücksichtslos mit lebendigen Menschen experimentiert, hier wurde mit sorgfältig geplanter Grausamkeit das Leben von Frauen und Kindern vernichtet. Nein, das ist nicht lange her – auch wenn dieser Eindruck so oft aus Bequemlichkeit erweckt wird.

Gedenken ist ein Ausdruck von Kultur. Ein Beweis des hartnäckigen Willens, aufzuzeichnen und zu erhalten, ein Beweis einer *anderen* Sorgfalt: der des Respekts für die und vor den Verstorbenen. Es ehrt die Verstorbenen und bietet damit den Lebenden eine – wie auch immer fragile – Hoffnung. Im Gedenken lassen wir erkennen, dass wir an die Kraft des Fortschritts glauben: dass man aus dem Vergangenen lernen kann, und dass es darum Gründe gibt, daran zu glauben, dass es Trost gibt – Trost, der aus Wissen hervorgeht, aus Einsicht. Wissen macht, dass nichts vergeblich geschrieben, gemalt und erzählt wird. Nicht umsonst haben die Gefangenen sich selbst am Leben zu erhalten wissen, indem sie dachten, dass das, was sie durchmachten, bewahrt und erzählt werden müsste – dass sie [schon] deshalb durchhalten und ihr Gedächtnis und ihr Denken beibehalten müssten. ... damit die Kultur bestehen bleibe in dem unveräußerlichen Selbst eines jeden Menschen: sein Herz und sein Hirn. Eine eigene [zivilisierte] Wirklichkeit, die sich um Moral und Vernunft bekümmert. Und das alles gegen die grausame tägliche Realität des Konzentrationslagers Ravensbrück, gegen die [Unmenschlichkeit] der von Staats wegen sanktionierten Schändung jedes menschlichen Lebens. Die Kraft, im Chaos der täglichen Schändung und Geringschätzung die Wut angesichts des Unrechts, der unhaltbaren Grausamkeiten Gräueltaten anders zu bleiben, der Unwille, sich durch den Status Quo des Terrors und Schreckens mitschleifen zu lassen, der Unwille, sich jemals an etwas zu gewöhnen, woran sich zu gewöhnen keinem Menschen je gestattet sei ... diese alles sind Gründe dafür, dass das Gedenken so wichtig ist, dass es so essentiell bleibt für jedwede Kultur. Vielleicht ist das Bedürfnis, der Wille zu Gedenken, selber ein Synonym dafür ... : Nicht zu gedenken ließe uns zu Barbaren werden. Mit dem Gedenken aufzuhören wäre eine Vergewaltigung des Andenkens an das Leiden jedes Menschen, denen hier, an diesem Ort das Recht [abgesprochen und] genommen wurde, für sich selbst, ihren Körper und Geist – und damit auch [das Recht] auf ein freies, hoffnungsvolles, liebevolles, ein sinnvolles Leben.

Das Lager Ravensbrück war [hier], es gibt unsagbares Leid, und wir gedenken *gegen die Barbarei an*.

Für mich steht fest, dass wir das auch weiterhin tun müssen.

Die große Frage ist: *wie* halten wir die Erinnerungen am besten fest, wie erzählen wir den Nachgeborenen davon: den Kindern, den anderen, all denjenigen, die nicht dabei waren und sich niemals vorstellen können, was hier untergegangen ist? Wie halten wir uns an die Tatsachen, und was sind die Tatsachen? Und wie halten wir erst Fiktives über den Terror an Orten wie Auschwitz, Bergen-Belsen oder Ravensbrück aus?

Geboren in den sechziger Jahren bin ich. Was ich vom Zweiten Weltkrieg weiß, hat als Hörenschweigen begonnen.

Was ich hier wissen nenne, begann eigentlich als Gefühl. Wissen ohne Kenntnis. Verwirrung und Angst vor dem, was mit meinem Vater los war – Gefühle, die in erster Linie auf ein hilflos machendes Mitgefühl zurückzuführen waren. Das eine wusste ich genau: Meines Vaters Feind war auch meiner, auch wenn ich keine Ahnung hatte, wer dieser Feind war.

ICH WEISS NICHTS – ICH WAR SCHLIESSLICH NICHT DABEI.

Dafür aber mein Vater. Gerhard Durlacher. Er hat Westerbork, Theresienstadt und Auschwitz überlebt, konnte mir aber nichts darüber erzählen. Wollte mir nichts darüber erzählen. Zunächst wusste ich nur, dass er von Alpträumen gequält wurde, weil er vage Beschwerden und rote Augen hatte. Erst später erfuhr ich, dass es Millionen von Menschen gegeben hat, die nicht überlebt haben, was er überlebt hatte.

Zum Glück hat mein Vater Bücher über seine Erlebnisse geschrieben: wie es als kleiner Junge in Deutschland und später in den Niederlanden war, was in Westerbork und Auschwitz mit ihm geschah, wie es ihm nach dem Krieg als unerwünschtem Repatrianten erging.

Er arbeitete dabei so genau, wie es ihm möglich war: Alles war er in seinem Gedächtnis fand, überprüfte er erschöpfend anhand der vorliegenden Geschichtsschreibung. Misstrauisch verfolgte er die Machenschaften seines eigenen Gedächtnisses, das – wie er wusste – sich nun einmal der Blickrichtung und dem Schliff der Gläser entsprechend verformt.

Darüber hinaus war diese Sorgfalt eine Art von Treue – Treue gegenüber den ohne Hoffnung gestorbenen geliebten Menschen seines ehemaligen Kinderlebens, eines Lebens, das irgendwann einmal „normal“ und fröhlich und erwartungsvoll angefangen haben muss. Ihrem Andenken zu Ehren verbot er sich selbst jedwede Lüge. Die zu Papier gebrachten Erinnerungen anderer Überlebender, die er fast alle ausfindig machte und las, wusste er zu würdigen, aber es störte ihn unsagbar, wenn jemand der Chronologie Gewalt antat oder feststehende Tatsachen in einen falschen Zusammenhang rückte- von regelrechten Fälschungen ganz zu schweigen. Mit Unwahrheiten würde man nicht nur die Toten entehren; er fürchtete außerdem, sie könnten den berüchtigten Holocaust-Leugner wie gerufen kommen.

Praktisch jede unverblühte Fiktion über diese Zeit war für meinen Vater tabu. Filme, durch ihre Inszenierung nun einmal *per definitionem* unecht, waren für ihn unerträglich. *Sophies Entscheidung* oder *Schindlers Liste*: fürchterlicher Kitsch. Augenwischerei, eine Beleidigung der Wirklichkeit.

Dennoch war er sich sehr wohl bewusst, dass auch seine eigenen Bücher, wie wahrhaft auch immer, Spuren von Fiktion in sich trugen – dass das Fabulieren nun einmal einsetzt, sobald man auf Komposition und Stil achtet, etwas, das er voller Hingabe tat.

Nachdem ich die Bücher meines Vaters, Gerhard Durlacher, in den vergangenen Tagen zum soundsovielten Mal gelesen habe, begriff ich, dass es mir niemals gegeben sein wird, an das heranzukommen, was er durchgemacht und aufgeschrieben hat. Nun nicht mehr, da er selbst nicht mehr mit einem warmen Blick seiner Augen für das Ungemach um Entschuldigung bittet, das er seinen Zuhörern und Lesern bereitet, indem er ihnen die tatsächliche perverse und tiefe Trostlosigkeit seines Lebens enthüllt.

Diese Wärme kann ich Ihnen nicht geben. Dafür bin ich viel zu wütend und traurig. Es ist nicht an mir, zu vergeben – meines Vaters Leben ist nicht das meine – und auch darum ist es nicht an mir, Menschen vor ihrem Ungemach zu bewahren. Ganz im Gegenteil. Ich bin gerade auf das Ungemach aus. Ich habe mittlerweile lang genug gelebt, um zu begreifen, dass es ein heftiges, dringendes Bedürfnis der meisten Menschen nach Bequemlichkeit [, dem Gegenteil des Ungemachs,] gibt; eine tierische Lust am Vergessen – die schließlich unerträglich und unverzeihlich ist. Meine Wut geht nicht nur aus dem Drama hervor, das meines Vaters Leben war, oder aber aus meiner eigenen Ohnmacht dem gegenüber, vielleicht hat sie gerade ihren Ursprung in dem unwiderruflichen, vitalen, lebenslustigen Vergessen, dass immer weiter fortschreitet, auch in mir selbst.

Der Gispfen-Schreibtisch meines Vaters war der einzige Gegenstand, den ich von ihm erbe und erben wollte. An diesem Schreibtisch hatte er gesessen und gelesen, gedacht und geschrieben, eine Festung aus Stahl. Beängstigend und vertraut zugleich.

Mir ging es um das Geräusch, das der Schreibtisch machte. Wenn das Hauptschloss des Schubladenblocks aufschnappte, war ein scharfer metallischer Knall zu hören, wie bei einem Schuss. Er hallte in dem schweren Stahlgerüst des Schreibtisches nach und

verkündete immer das gleiche Versprechen: Die Enthüllung von Geheimnissen, die die seinen und nur die seinen waren.

Dieses Geräusch ist meine Madeleine: Es weckt in mir all die Erinnerungen an meine Kindheit. Es war nicht nur in seinem Arbeitszimmer, sondern im ganzen Haus zu hören. Wenn die Feder im Schloss aufsprang, wussten wir, dass mein Vater in seine eigene Welt eintauchte, um etwas nachzuschlagen, was uns nichts anging. Er hatte als einziger einen Schlüssel, und immer wenn er das Zimmer verließ, drückte er vorher auf den Metallknopf neben dem Schlüsselloch, wonach die gleiche, wenn auch etwas dumpfere Version desselben Urknalls zu hören war. Daraufhin wurde aus dem graulackierten Metall wieder die Büroversion eines Bunkers. Nur für ihn zugänglich.

Nach seinem Tod bekam ich diesen Bunker. Die meisten der darin aufbewahrten Unterlagen behielt meine Mutter, eine abgegriffene Ledermappe war für mich.

In dieser Mappe fand ich die kargsten Schriften, die ich von meinem Vater kenne. Es waren Briefe. Briefe, die er in den fünfziger Jahren an die für Wiedergutmachungsleistungen verantwortlichen Behörden in Deutschland gerichtet hatte. Mein Vater war siebzehn gewesen, als er aus den Lagern zurückkehrte. Seine Eltern waren ermordet worden, um seine Gesundheit stand es schlecht, und beinahe alles, was seine Familie besessen hatte, war verschwunden. Er hatte keine andere Wahl gehabt.

Was ich als Hörenschweigen kennen gelernt hatte und wovon ich später in seinen Büchern lesen konnte, fand ich in diesen Briefen wieder – realistisch und hart, wie ein Kinnhaken. Die nackten Tatsachen – die die Empfänger davon überzeugen sollten, dass er für ihre armselige Wiedergutmachung in Betracht kam.

Einen dieser Briefe möchte ich Ihnen hier auszugsweise im Wortlaut vorlesen:

„Sehr geehrter Herr Klar!

Ich habe Ihr Schreiben vom 3.8.1956 dankend erhalten und bin leider erst jetzt im Stande zu antworten da ich seit dem 1. August nicht mehr zu Hause war und Ihren Brief erst bei meiner Rückkehr fand.

Betreffs meiner Entschädigungssache Folgendes:

Meine Eltern, Arthur Josef Durlacher und Erna Sofie Durlacher-Salomonica und auch ich mussten infolge der „Anordnung des Reichskommissars für die besetzten niederländischen Gebiete“ ab 29. April 1942 den Judenstern tragen. Eine weitere Anordnung untersagte es Juden sich nach 8 Uhr abends auf der Strasse zu befinden. Den genauen Datum dieser Verordnung habe ich noch nicht finden können.

Am 3. Oktober 1942 wurden wir verhaftet. Bis Mitte Januar 1944 verblieben wir im Lager Westerbork. Dann Deportation nach Theresienstadt und von dort erfolgte weitere Deportation (Mai 1944) nach Auschwitz.

Ich bin von dort im Oktober 1944 weiter deportiert worden nach K.Z. Märzbachtal von dort nach K.Z. Dörnau und schließlich nach K.Z. Schotterwerk, alle drei Nebenlager des K.Z. Gross-Rosen.

Aus Schotterwerk bin ich am 8. Mai befreit.

Meine Eltern sind aus Auschwitz auch weiter deportiert worden.

Mein Vater starb in Bergen-Belsen im Mai 1945.

Meine Mutter vermutlich im K.Z. Stutthof im März 1945.

Im Lager Westerbork musste der Judenstern noch getragen werden.

In Auschwitz und den darauf folgenden K.Z. Lagern mussten wir ein gelbes Dreieck mit daneben der Häftlingsnummer tragen. Die letztere wurde auch in den linken Unterarm tätowiert. Meine war A-1321.

Ich hoffe dass ich Ihnen hiermit die für meine Entschädigungssache benötigten Angaben mitgeteilt habe und stehe Ihnen für weitere Auskunft gerne zur Verfügung.

Hochachtungsvoll“

Was mich, wie ich glaube, neben dem eigentlichen Inhalt dieses Briefes am meisten trifft, ist seine Knappheit. Als hätte mein Vater eine Höllenangst davor gehabt, zu übertreiben und

damit die Menschen, von denen er abhängig war, abzuschrecken. Dinge schlimmer darzustellen, als sie wirklich gewesen waren.

Aber noch schlimmere Dinge waren doch gar nicht möglich!

Die Literatur über den Krieg, die mittlerweile so selbstverständlich geworden ist und unermesslich umfangreich, muss, so stelle ich mir vor, damit angefangen haben. Nicht ausschließlich mit der – ganz und gar nicht geringen – Angst, sie könne einem nicht glauben.

Diesen scheuen kurzen Brief meines Vaters könnte man als das embryonale Stadium der Unerschütterlichkeit jener Menschen beschreiben, die beschlossen haben, dass das, was sie gesehen und durchgemacht hatten, so schlimm war, dass es nicht ungeschrieben bleiben durfte. Jener Menschen, die allem Widerwillen und aller Ungläubigkeit zum Trotz eine Brücke schlagen wollten zwischen der Welt einer unvorstellbaren Bösartigkeit und dem Rest – der übrigens auch nicht gerade schön ist.

Warum? Ich bin mir sicher: nicht, um Hölle und Verdammnis zu predigen und allen anderen jegliche Hoffnung zu nehmen und sie unglücklich zu machen. Sondern weil das, was sich zugetragen hatte, wirklich genau so geschehen war. Weil davon zu erzählen das mindeste ist, was man für die Toten tun kann. Weil die Menschen das Böse kennen müssen, um das Gute erkennen zu können.

Der Fund des kargen Briefes meines Vaters brachte mich auf einen weiteren Gedanken, einen, der mir zunächst einen Schock versetzte.

Es war das Paradoxon zwischen diesem Brief und seinen eigenen, viel später erschienenen Büchern: allesamt persönliche Geschichten, komponiert um Themen herum, die ihn beschäftigten. Die, wie tatsachengetreu sie auch sein mögen, unwillkürlich in Richtung Literatur tendieren.

Wenn mein Vater in einem einzigen Schriftstellerleben die Entwicklung von dem ach so vorsichtigen, fast Schweigen zu nennenden Stakkato an Fakten zu den freimütig literarisch verarbeiteten Erinnerungen, die er später veröffentlichte, durchlaufen konnte, dann ist damit den Generationen nach ihm vielleicht der Weg geebnet worden, um auf eine noch weiter abgeleitete Weise über den Holocaust zu schreiben.

Nun sehe ich das Ganze in diesem neuen Jahrhundert ohne Tränen in den Augen: Der Zweite Weltkrieg donnert allmählich in die Domäne der Fiktion. Unwiderruflich werden Kunstschafer dieser wahnsinnigen Periode bemächtigen, mit der ganzen dazu gehörenden Rücksichtslosigkeit. Allzu bekannte Bilder aus dem Krieg werden in Ikonen verwandelt werden: mystifiziert. In und von der Phantasie wird ein neues Verständnis gesucht werden – und das bedauere ich nicht. Nicht mehr. Mir ist klargeworden, dass es die einzige Möglichkeit ist, die Vergangenheit unserem Gedächtnis einzuverleiben, ihr in unserem Gewissen und in unseren Herzen immer wieder von neuem eine Rolle zu geben.

Mein Vater lebt nicht mehr, ebenso wenig wie immer mehr Menschen seiner Generation, die den Krieg mitgemacht haben. Gottlob sind viele ihrer Erfahrungen in Büchern und Dokumentarberichten festgehalten worden.

Das ist es, was ich mir erhoffe: dass die Geheimnisse und offenen Stellen der Filme und literarischen Werke an die Stelle des „Hörensweigens“ meiner Jugend treten. Dass man dazu verführt wird, historische Abstraktionen auf Menschen und ihre Geschichten zurückzuführen – und dass man darin weiter nach der Wahrheit und den Fakten sucht. Denn nur um diese Fakten geht es – und um sonst gar nichts.

Ich bin mir sicher, dass auch mein Vater dem zugestimmt hätte.

Als der Schreibtisch meines Vaters beim Umzug zur Seite gekippt wurde, damit er durch die Tür passte, hörten wir einen metallischen Knall, der anders klang als der des vertrauten Schlosses. Unter der Schreibtischplatte kam ein schwerer Gegenstand hervorgerutscht.

Es war eine Pistole. Sie war geladen und enthielt fünf Kugeln. Ich fand heraus, dass mein Vater sie 1956 in der Panik nach dem Einmarsch der Russen in Ungarn beschafft hatte. Wenn sie – genau wie damals – kommen würden, hätte er geschossen.

Später hatte niemand genau gewusst, wo sie abgeblieben war.

Er schon. Jahrelang hatte die Pistole geduldig hinter einer leicht erreichbaren Leiste unter der Schreibtischplatte gewartet, um die, die seiner Familie Böses tun wollten, zu bedrohen – oder sie vielleicht sogar zu töten.

Mein Vater war ein vernünftiger Mann, ein aufgeklärter Mann, ja sogar ein versöhnlich gestimmter Mann. Nachdem er Auschwitz überlebt hatte, hegte er keinen Hass gegen Deutschland als die Abstraktion, die eine Nation nun einmal ist. Er glaubte an die Zukunft und an den Fortschritt. Er hatte in seinem Leben die Worte gefunden, mit denen er von seinem Krieg erzählen konnte.

Er schrieb Bücher. Literatur.

Und in seinem Schreibtisch lag all die Zeit eine geladene Pistole in Reichweite.